

«Ein gutes Orchester funktioniert als Kollektiv, ähnlich wie eine Mannschaft»

Region Thomas Ineichen leitet zwei Orchester. Eines für Profis, eines für Laien. Er erklärt, wie sich die Arbeit mit diesen unterscheidet und weshalb er sich als musikalischer Leiter wie ein Mannschaftscaptain fühlt.



Thomas Ineichen war einst Elektroniker, heute leitet er die Musikschule Zürcher Oberland und diverse Orchester. Foto: Seraina Boner

Rico Steinemann

Thomas Ineichen, Sie feiern heuer gleich zwei 25-Jahr-Jubiläen. Einerseits mit Ihrem Berufsorchester Collegium Cantorum, andererseits mit dem Laienorchester Le Corde Vive. Was bedeutet Ihnen das?

Thomas Ineichen: Das Jubiläum hat schon eine Bedeutung für mich. Und sei es nur, dass man merkt, wie schnell 25 Jahre vergehen. Das ist erstaunlich. Ich war bei der Gründung 27 Jahre jung. Mittlerweile frage ich mich, wie es in den nächsten Jahren weitergehen und eine Nachfolgeregelung dereinst aussehen könnte.

Sie arbeiten im einen Orchester mit Berufsmusikern, im anderen hingegen mit Laien. Wie

unterscheidet sich da Ihre Arbeit?

Es gibt zwei grundsätzliche Unterschiede. Die Laien haben vom Spieltechnischen her irgendwo eine Grenze. Dafür sind sie sehr gut zu motivieren, weil man ein halbes Jahr zusammen auf ein Konzert hinarbeitet. Man hat jede Woche eine Probe. Natürlich geht teilweise vieles auch wieder verloren nach einer Woche, denn alle arbeiten nebenbei. Bei den Profis ist es quasi umgekehrt, wir haben sehr wenig Zeit. Beim Neujahrskonzert beginnen wir erst am 29. Dezember mit der Probe. Es gibt vier Proben und fertig. Es ist eine total andere Arbeitsweise.

Was ist für Sie das Wichtigste?
Das Wichtigste an der Orchesterleitung – ich dirigiere selber

nicht, sondern spiele auch mit – ist die Motivation. Man muss die ganze Masse von Leuten zusammenschweissen, das Orchester zusammenbringen. Idealerweise sollte es am Schluss so klingen, als spiele ein Instrument. Das gelingt nur über längere Zeit, und es braucht viel Erfahrung dafür. Ein Orchester ist ein sehr subtiles Gebilde. Man muss 15 bis 20 Musiker auf die gleiche Ebene bringen. Das ist die Kunst. Manchmal gelingt es, manchmal nicht.

Als Orchesterleiter sind Sie wie der Trainer einer Fussballmannschaft?

Das ist so, ja. Vielleicht passt der Begriff des Captains besser. Er muss die Mannschaft führen, sie zusammenschweissen. Es gibt verschiedene Charaktere, alle müssen auf die gleiche Bahn. Jeder hat einen wichtigen Part, eine Einzelfigur erträgt es in einem Orchester nicht. Ein gutes Orchester funktioniert als Kollektiv, ähnlich wie eine Mannschaft.

Sie selber spielen Geige und Posaune. Eine eher ungewöhnliche Kombination.

Ja (lacht). Ich fand mit vierzehn Jahren, dass ich auch noch etwas anderes lernen möchte. Die Geige ist traditionellerweise ein sehr klassisches Instrument. Die Posaune ist vom Klangbild her und was man damit machen kann ganz anders. Das war fas-

zinierend. Ich habe während und nach meinem Studium viel Pop und Rock gemacht, in Funkbands gespielt. Wir hatten seinerzeit Auftritte im Scala, als es noch in Bubikon war.

Vor Ihrem Musikstudium haben Sie eine Ausbildung zum Elektroniker absolviert. Wie wird aus einem Elektroniker ein Musiker?

Ich hatte einfach mehrere Hobbys. Eines davon war die Elektronik. Ich bastelte viel und elektrifizierte alles zu Hause. Und ich machte immer schon Musik. Ich beschloss dann, eine Lehre zu machen. Danach musste ich mich zwischen Technik und Konservatorium entscheiden. Ich entschied mich für die Musik. Das «Tech» hätte die Musik zu fest verdrängt, das wollte ich nicht.

Nach dem Jahreswechsel spielen Sie im Oberland traditionell die Neujahrskonzerte. Das Programm reicht von Mozart bis Duke Ellington. Wo gehen Sie bei der Auswahl vor?

Als Erstes kommt der Solist oder die Solistin. Er oder sie entscheidet, in welche Richtung es geht. Das Neujahrskonzert soll fröhlich sein. Und ich achte darauf, dass es nicht nur traditionell ist. Also, dass nicht nur Geige, Klavier und Cello vorkommen, sondern dass wir hin und wieder auch etwas Spezielles präsentieren können. Wir hatten auch schon Jodler oder Alphorn.

Der Solist Andreas Böhlen spielt heuer Flöte und Saxofon.

Er ist auf beiden Instrumenten zu Hause. Darum spielen wir auch jazzige Nummern. Der Anspruch bei uns ist nicht so wie beispielsweise am Neujahrskonzert in Wien, das nur Mainstream-Geschichten wie Strauss bringt. Unser Konzert soll etwas anders sein als die anderen. Manche Zuschauer schätzen genau das. Andere sagen: «Das hat jetzt gar nicht gepasst.» Viele kommen aber unabhängig von dem, was gespielt wird. Das Neujahrskonzert ist zu einem Label geworden. Es hat sich so etabliert.

Das Konzert ist auch eine Familienangelegenheit für Sie.

Genau, meine Frau, meine beiden Töchter und der Sohn mit Freundin helfen mit. Die Weihnachtszeit verläuft bei uns also nicht so ruhig wie bei anderen, weil wir in den Vorbereitungen stecken.

Sie musizieren auch mit Ihren Töchtern. Sind Sie deren strengster Kritiker?

Eher umgekehrt (lacht). Sie sind voll im Saft, absolvieren gerade das Ende ihrer Ausbildungen an der Hochschule. Aber wir haben ein sehr partnerschaftliches Verhältnis beim Musizieren. Wir sagen uns, wenn etwas nicht stimmt. Es ist schon anders als mit Kollegen. Wir sprechen direkter miteinander, wenn einem etwas nicht passt.

Kommentar

Tschapolata Tschapolini



Gopfriedstutz, Mannsgögge, Chrüsimüsi, Hoigümper, Bütschgi, Hundsverlochete, Rätschbäse, Gaggelaari, Güsel, Grüsel! Ich liebe Schweizerdeutsch. Was für fremde Ohren oft nach Erstickungstod durch Halskratzen tönt, ist Musik in meinen. Püschele, lädele, toibe, gigele, schmüsele – zer geht Ihnen das nicht auch auf der Zunge?

Und dann das «Li»! Eine der besten Erfindungen der Weltgeschichte. Weggli, Gürkli, Füdli, ein wahres Freudeli. Meine «Li»-eblinge sind diejenigen Wörter, die ohne das Suffix gar nicht mehr funktionieren würden. Ein Rüeb? Ein Chlüpper? Ein Bettmüpf? Ein Nastüech? Ein Guetz?

Es soll ja Kritiker geben, die behaupten, die deutsche Sprache sei dem Tod geweiht, bald rede man sowieso nur noch Englisch. Oder Chinesisch. Egal, gegen welches Regime man sich wehren muss, ich mache es auf jeden Fall. Nur schon die bewusste Abgrenzung vom Hochdeutschen ist mir heilig. Darum konzentriere ich mich bewusst darauf, Telefon statt Telefön zu sagen, oder Elifant statt Elefant. Wehret den Anfängen.

Manchmal sind wir Schweizer aber auch ganz schön nervig mit unserer Sprache. Dies allerdings primär, weil wir oft derart an unseren Dialekten festhalten, dass wir andere Sprachen gar nicht mehr ohne Akzent aussprechen können. Die Klassiker: das «Schtiek» (Steak) oder der «Expresso». Liebe Landsleute, es gibt sympathisch-falsch und dann gibts falsch-falsch. Das ist mir ein ganz persönliches Anliegen. Denn mit meinem Nachnamen erlebe ich solche Situationen fast täglich.

Vor meiner Hochzeit hiess ich Müller. Musste ich übrigens auch schon buchstabieren. Oder mir wurde Meier, Huber, Keller gesagt. Aber was ich mit Chiapolini schon alles erlebt habe, ist eine ganz andere Welt. Zu sagen, ich hätte nicht gewusst, auf was ich mich einlasse, wäre gelogen. Aber hey, Liebe und Zusammengehörigkeitsgefühl und so.

Chianti, Chiasso, Chiapolini – so die beliebteste Eselsbrücke meiner Schwiegerfamilie, um die richtige Aussprache zu erklären. Klappt zwar für den Anfang des Gesprächs jeweils gut, am Ende heisst es dann doch wieder «ade Frau Tschapolini». Jänu. Da sich sogar meine lieben Mitarbeiter fast täglich einen Spass daraus machen, mich falsch zu nennen, reagiere ich mittlerweile ohne mit der Wimper zu zucken auf die Rufe. Nur wenn man mich Cipollata nennt, hört der Spass langsam auf. Gopfriedstutz.

Lea Chiapolini
will doch eigentlich gar nicht so viel. Nur ein schönes Leben, gutes Essen, viel zu lachen und ab und zu etwas zu motzen. Und natürlich immer recht haben. Aber dies ist ihr erstes Leben. Sie übt noch.

Zur Person Thomas Ineichen

Der Oberländer Thomas Ineichen, Jahrgang 1967, ist in Pfäffikon aufgewachsen. Nach der Ausbildung zum Elektroniker absolvierte er ein Musikstudium an der Musikhochschule Zürich. Im Hauptfach Geige, im Nebenfach Posaune. Ineichen unterrichtet seit 1988 an der Musikschule Zürcher Oberland (MZO) die Fächer Violine und Posaune. Seit 2002 ist er Hauptschulleiter der MZO, dessen Präsidium sein Vater schon innehatte. Neben seiner pädagogischen Tätigkeit ist

er Initiant und Konzertmeister der Orchester Collegium Cantorum und des Amateuorchester Le Corde Vive. Als Kammermusiker spielt er in verschiedenen Ensembles, auch mit seinen beiden Töchtern. Das erste Neujahrskonzert des Collegium Cantorum findet am 2. Januar 2020 um 17 Uhr in der reformierten Kirche Wetzikon statt. Weitere Konzerte folgen am 4. und 5. Januar jeweils um 17 Uhr in der reformierten Kirche Pfäffikon respektive dem Landenberghaus Greifensee. (rst)